

# **Badische Landesbibliothek Karlsruhe**

## **Digitale Sammlung der Badischen Landesbibliothek Karlsruhe**

Der Bauer von Steinburg. Eine vaterländische Erzählung aus der ersten  
Hälfte des fünfzehnten Jahrhunderts

[urn:nbn:de:bsz:31-339171](https://nbn-resolving.org/urn:nbn:de:bsz:31-339171)

Wamms des Tagelöhners und darneben standen seine Schuhe, die er, vermuthlich aus Sparsamkeit, während der Arbeit nicht benutzen wollte. Dem jungen Engländer kam ein sonderbarer Gedanke, und lächelnd sagte er zu Professor Durand: „Ich möchte gern dem Manne dort einen kleinen Streich spielen und ihm seine Schuhe da wegnehmen; wir verstecken uns sodann hinter jenes Gebüsch, lassen ihn eine Zeit lang seine verschwundenen Schuhe suchen, ergötzen uns an seiner Verlegenheit und geben ihm sodann die Fußbedeckung wieder zurück. Der Spass sollte uns recht belustigen!“ — „So, meinen Sie das, junger Freund?“ entgegnete fragend, mit ernstem Blick, der edle Lehrer — „mir aber dünkt es, man solle sich niemals auf Unkosten des Armen lustig machen. Sie sind reich und folglich im Stand dem armen Tagelöhner und Ihnen zugleich ein weit größeres Vergnügen zu verschaffen. Legen Sie in jeden Schuh einen Großen-Thaler, und dann wollen wir uns verstecken.“ —

Der junge Engländer fühlte nun ganz das Unschickliche seines überreilten Vorschlags, und folgte erröthend dem Rathe des Professors. Darauf stellten sie sich hinter den nahen Busch, von dem aus sie unbemerkt den Tagelöhner beobachten konnten, dessen Arbeit bald beendigt war. Er ging nun den Acker entlang, dem Raine zu. Während er sein Wamms anzog schlüpfte er zugleich mit dem einen Fuß in den Schuh; er fühlte etwas hartes, zog den Schuh wieder aus, bückte sich um den vermeinten Stein herauszuschütteln und — erblickte den glänzenden Thaler! Welches Erstaunen! welche Freude!

Der arme glückliche Mann betrachtete das Geldstück mit zweifelnden Augen, kehrte es einige Male herum, fing wieder von vorn an, und steckte solches endlich achselzuckend in die Tasche. Er wollte den anderen Schuh nun auch anziehen, und seine Ueberraschung verdoppelte sich als er darin den zweiten Thaler fand (siehe die gegenüber stehende Abbildung). Nun aber überwältigte ihn sein Gefühl; er sank auf die Knie nieder, blickte mit Freudenthränen im Auge gen Himmel und rief mit lauter Stimme: „O Herr und Gott, so ist es doch wahr daß Du diejenigen nicht verlässest die auf Dich trauen, die ihre Zuversicht setzen auf Deine Verheißungen, die Ja und Amen sind! Du wußtest daß meine Kinder kein Brod haben, daß mein Weib krank darnieder liegt, und daß ich rath- und hilflos war. Da hast Du mir, treuer Gott, durch einen unbekanntem edeln Wohlthäter dieses Geld zugesandt, damit mir geholfen würde! Ach! daß meine Seele

Deine Güte genugsam erkannte, und daß ich meine Dankbarkeit würdig Dir bezeugen könnte. Das Werkzeug aber Deiner barmherzigen Hilfe wollest Du reichlich segnen, und die Verheißung Deiner ewigen Vergeltung an ihm erfüllen!“

Jedes Wort dieses Dankgebets klang deutlich bis hinter das Gebüsch. Professor Durand schaute den jungen Lord mit mildem Lächeln an, der in tiefer Rührung da stand, und einmal um das andere sich die Thränen aus den Augen wischte. „Nun, junger Freund, sind Sie jetzt nicht vergnügter als Sie's gewesen wären, wenn wir Ihren ersten Gedanken ausgeführt hätten?“ fragte Durand; „ich meine es soll Sie nicht gereuen.“ — „Ach! mein lieber Herr Professor,“ erwiderte der glückliche Jüngling, „Sie haben mir hier eine Lehre gegeben, die ich nimmermehr vergessen werde; ich fühle jetzt ganz die Wahrheit des Schönen, bisher aber nie recht verstandenen Wortes unseres Heilandes: Geben ist seliger denn nehmen. Wir sollten uns niemals dem Armen ohne den Wunsch und das Verlangen nahen, ihm Gutes zu thun.“ —

Der Vote kann nicht umhin aus tiefem Herzensgrunde zu wünschen: Wenn nur alle jungen und reichen Studenten, die oftmals ihr Geld auf so unnütze und gottlose Weise verprassen, solch einen wahren und rechtschaffenen Freund hätten, wie der Professor Durand zu Lausanne dem jungen Engländer gewesen. Zwar hat Jeder allezeit einen guten, unsichtbaren Freund bei sich, der die besten Rathschläge ertheilt, das Gewissen nämlich, allein die wenigsten jungen Leute hören auf diese innere Freundesstimme und befolgen den guten Rath, der ihnen eine reiche Quelle unvergänglicher Freuden eröffnen würde.

#### Der Bauer von Steinburg.

Eine vaterländische Erzählung aus der ersten Hälfte des fünfzehnten Jahrhunderts.

(Mit einer großen Abbildung.)

An einem kalten Dezembertage des Jahres 1438 kehrte Meister Lienhardt, einer der bemitteltesten Bauern aus dem Dorfe Steinburg, etwas spät vom Zaberner Markte heim; woselbst er sich eines guten Verkaufes erfreut hatte. Neben ihm auf dem Wägelein saß Elisabeth, seine zwanzigjährige Tochter, des Vaters Stolz und Freude, eine frische, freundliche Dirne, deren guter und frommer Sinn klar aus den großen dunkelblauen Augen hervorleuchtete, und zu den Füßen Weider kauerte auf





Die Schube neben dem Weg.



weichem Strohsitz der muntere Jakob, Elisabeth's zwölffjähriger Bruder, der, trotz der strengen Kälte, des Morgens bei der Abfahrt nach Zabern dem Vater keine Ruhe gelassen hatte, bis er ihm endlich erlaubte mit nach der Stadt auf den Markt ziehen zu dürfen. Alle drei suchten sich so gut wie möglich vor der strengen Kälte zu schützen; scharf blies der Nordwind aus dem Unterlande herauf und machte Stein und Wein zusammengefrieren. In raschem Trab eilte das vor dem Wägelein gespannte Pferd dem warmen Stalle zu, und Lienhardt hatte nicht nöthig von seiner Peitsche Gebrauch zu machen. Bereits fing es an dunkel zu werden, als unsere drei Reisenden in die Nähe des heimatlichen Dorfes kamen.

„Wo mag denn der Handwerksbursche dort so spät noch hinwollen?“ sagte Lienhardt jetzt, und deutete auf den mit Felleisen und Wanderstab daherschreitenden Jüngling, der eben erst Steinburg mußte verlassen haben, „er glaubt vielleicht gar vor Nacht Zabern noch erreichen zu können; das wird er aber hübsch müssen bleiben lassen. Zudem scheint er ziemlich müde zu seyn, denn er schreitet gar langsam und bedächtig einher.“

Zimmer näher kam der Handwerksbursche, und blieb jetzt stehen als er das Wägelein erreicht hatte. Freundlich küßte er sein Barret und bot einen schönen guten Abend, indem er fragte: „Glaubt Ihr, guter Freund, daß ich heute in Zabern werde übernachten können?“

„Warum nicht,“ entgegnete Lienhardt achselzuckend, „wenn Ihr noch in die finstere Nacht hinein wandern wollet. Meines Erachtens hättet Ihr besser daran gethan dort in Steinburg das Nachtlager zu nehmen, und morgen nach der Stadt zu ziehen. Ihr scheint heute schon weit herzukommen, guter Freund, denn es will mir dünken als wollten Eure Füße nicht mehr so recht fort.“

„Ihr möget wohl Recht haben, lieber Mann,“ antwortete der Bursche, „hätte ich mir aber diesen Morgen nicht gleich zum Frühstück den linken Fuß verstaucht, so würde mir die Müdigkeit nicht zusetzen. Zudem bekommen wir Gesellen freies Nachtlager und freie Kost auf der Herberge zu Zabern, was viel ist wenn einen, wie mich, das Geld nicht im geringsten drückt und belästigt.“

Bei dieser Aeußerung des reisenden Gesellen flüsterte Elisabeth dem Vater einige Worte heimlich ins Ohr, der sodann beifällig mit dem Kopse nickte und freundlich zu dem Jünglinge sagte: „Wenn's nur an diesem hält so könnt Ihr gleich

wieder umkehren, guter Freund; freie Kost und freies Nachtlager sollt Ihr auch in meinem Hause haben, und braucht Euch nicht bis nach Zabern zu schleppen. Setzt Euch dahinten auf unser Wägelein.“

Lienhardt's freundliche Einladung wurde mit Freuden und Dank angenommen, und bald traten die durchfrorenen Reisenden in die warme Stube, darin die Hausmutter schon längst ihrer geharrt hatte. Der Knecht trug Sorge für den hungrigen und durstigen Rappen und stellte das Wägelein ins Trockene. Es dauerte nicht lange, so saßen alle Hausgenossen, nebst dem Fremden, um den Tisch, auf welchem ein kräftiges Nachtessen dampfte. Es wurde dem Gaste ganz heimlich und gemüthlich in der Mitte dieser guten Leute, und gerne gab er ihnen Antwort auf die an ihn gerichteten Fragen wegen Herkunft, Heimath und Handwerk.

Stephan Mangold war aus der Gegend bei Worms gebürtig und seines Handwerks ein Waffenschmied. Er hatte längere Zeit in Straßburg bei einem tüchtigen Meister gearbeitet und gedachte im Frühjahr weiter zu ziehen; verließ aber, gegen alles Vermuthen, die Werkstätte bereits mitten im Winter, in Folge widersprechender Unrechts und des bei dieser Gelegenheit ausgebrochenen Wortwechsels zwischen ihm und dem Altgefellen, der ein gar hämischer Kumpan soll gewesen seyn. Mangold machte nicht lange Federlesens, sagte dem Meister auf, schnürte sein Felleisen und wanderte wohlgenuth in das kalte Land hinaus. In Brämath, in Buchweiler, in Neuweiler und Lüzelsheim hatte er um Arbeit vergehens sich umgeschaut, und wollte nun über die Zaberner Steige nach Lothringen, dem Westerrreich ziehen, woselbst er sicher Arbeit zu finden hoffte, weil die daselbst herrschenden Kriegerunruhen und beständigen Fehden geschickte Waffenschmiede nöthig machten. Eltern hatte Mangold keine mehr; frühe schon war er Waise geworden und hatte ein bescheidenes Unterkommen gefunden in dem Hause eines wackern Verwandten, der ihn sein ehrliches Handwerk erlernen ließ.

Dieser arbeitssuchende Waffenschmiedesgefelte, der in Lienhardt's Hause gastfreundliches Nachtessen und Nachtlager fand, war ein hübscher, kräftiger Bursche von dreißig Jahren; der stattliche dicke Knebelbart, der Rinn und Wangen umsäunte, gab ihm ein männliches Aussehen, das durch die schwarzen feurrigen Augen noch bedeutend vermehrt wurde. Er betrug sich sehr bescheiden und anspruchslos, und drückte



mit Wärme den Dank aus, welchen die liebevolle Aufnahme in ihm erweckte.

Nachdem Mangold seine zutraulichen Mittheilungen beendigt hatte, sagte Lienhardt in warnendem Tone: „Lieber Geselle, an Eurer Stelle zöge ich nicht ins Westreich, ins kriegsführende Lothringen, sondern ich wendete mich lieber das Land hinauf nach der Schweiz, oder ginge über den Rhein, in der festen Hoffnung dort eher Arbeit zu finden. In Lothringen geht's gar arg und übel her; die fremden Kriegeshaaren, welche der Herzog zu seiner Hülfe ins Land gerufen hat, die haufen dort, wie wir heute zu Zabern erzählen hörten, fast grausamer noch als Türken und Heiden, und unser Herrgott wolle nur gnädig über uns wachen, damit diese Wüthriche den Weg nicht finden herab in das Elsaß! Man sagt, sie haben kein Erbarmen, und wo sie hinkommen wird das Kind im Mutterleibe nicht verschont!“

„Und dennoch steht mein Entschluß fest über den Wasgau zu ziehen,“ entgegnete Mangold nach kurzem Bedenken; „Furcht und Angst sind bei mir fremde Gäste, die ich gar nicht herein lasse, und mein Gewerbe bedarf des Krieges; die Fehdezeit ist eine goldene Zeit für die Waffenschmiede; da braucht man Helme und Sturmhäuben, Haraische und Koller, Schwerter und Spieße und Morgensterne, und das Alles vermag ich meisterlich herzurichten, so wahr ich Stephan Mangold heiße!“

Die Weiber überließ's ganz kalt bei diesem kriegerischen Gespräche der beiden Männer, doch der kleine Jakob hörte mit gespannter Aufmerksamkeit zu, wie dieß bei den Knaben seines Alters heute noch der Fall ist, und war darüber so vereifert, daß er dem Schlaf gar kein Gehör geben wollte, der gleich nach dem Nachtessen einigemale bei ihm anklopfte. — Der müde Geselle Mangold schlief ganz köstlich auf dem weichen Strohlager, das Lienhardt ihm neben dem großen warmen Kachelofen hatte bereiten lassen, und verließ am andern Morgen herzlich dankend das gastfreundliche Haus, in welchem ihm eine so liebevolle Aufnahme zu Theil geworden war, begleitet von den Segenswünschen seiner Bewohner.

Während nun der junge Waffenschmied die Zaberner Steige hinauf ins Lothringer Land wandert, will der Bote seine geneigten Leser einen flüchtigen Blick werfen lassen auf den damaligen Zustand und die Verhältnisse unseres

lieben Vaterlandes, die ganz und gar nicht erfreulich und glücklich waren, sondern im Gegentheil nur Elend und Jammer hervorriefen.

Der Hirtenstab des Straßburger Bischofums war zu jener Zeit den Händen des Bischofs Wilhelm von Dieß anvertraut, dessen Name gar häufig in der vaterländischen Chronik vorkommt, wenn von Krieg und Zwistigkeiten die Rede ist. Die gegenseitige Eifersucht der verschiedenen kleineren Landesherren war für unser Elsaß auch die Quelle mannigfaltiger Unruhen und drückender Kriegsnoth; ungeredete Forderungen und schmutzige Habgier waren bei den Edelleuten an der Tagesordnung, und riefen blutige Fehden hervor, die den adelichen Geschlechtern keineswegs zur Ehre gereichten und sie hoch stellen konnten in den Augen des armen, geplagten Volkes. Ein Chronikschreiber aus jener Zeit macht folgende Bemerkung über die damaligen Zustände: „Einige der Mächthaber, schreibt er, haben neue Gesetze erfunden, besonders auch dieß, wie Jeder, der an den andern eine Ansprache hat, möge sein Feind werden, wenn er ihm nur förmlich den Krieg erkläre und seine Ehre auf diese Weise bewahre; was dann erfolge, sey es Plünderung, Brand, Einakerlung, Todtschlag und andere Schaden, darüber habe er weiter keine Genugthuung zu leisten. Dadurch sind nun auch befreundende, wilde Ansprachen und muthwillige, böse Kriege gewöhnlich geworden; ja Einige haben selbst angefangen, Straßenräubern gleich, anzugreifen, ohne sich zuvor als Feinde anzukündigen.“

Um dem freundlichen Leser, den solches interessiren könnte, zu zeigen wie die Schriftsteller in deutscher Sprache vor vierhundert Jahren schrieben, setz der Bote hier wörtlich einige Zeilen her, die auf der Seite 911 in der Chronik von Schilter-Königshoven zu lesen sind; sie lauten also: „Deßgleichen sint nu frömde wilde ansprochen und mutwillige böse kriege ouch gewöhnlich worden, darzu sint ettllich fürbas über dieselbe gewonheit getretten, habent sich one alle ansproch vident gemacht, So hant ettllich angefangen, ohne videntchaft (Feindschaft) unwiderseit (unabgesagt) und unbewart zu nemen, wo und was in werden mag, Dieselben werdent nu gerümet und geheissen gut endelich Ritter, Sü wurdent aber ettwan hingerihtet und genant böse Strossenröiber und Schynder.“ — Nun, was sagt der Leser zu dieser Schreibart? Wenn die Knaben und Mädchen heute in der Schule auf solche Weise schreiben, so würde der



Lehrer oder die Lehrerin Fehler genug anzustreichen haben.

Zu den inneren Unruhen und Fehden, die im Elsaße herrschten, gesellte sich aber, zu Anfang des Jahres 1439, von außen her eine noch weit schrecklichere Heimsuchung; ein wildes fremdes Kriegsvolk nämlich fiel heutigetierig über das arme Land her und verheerte alles mit Feuer und Schwert. Dieß waren die Armagnaken, die vom Volke den Spiznamen erhielten: arme Gecken, oder auch Schinder, auf französisch: «Ecorcheurs,» wie sie selbst in ihrem blutigen Hochmuth und rohen Stolge sich nannten. Armagnaken hießen sie, weil der größte Theil von ihnen, anfänglich wenigstens, aus der alten Grafschaft Armagnak, im mittäglichen Frankreich, stammte, und unter der Anführung ihres Grafen dem Könige von Frankreich, Karl VII, beistanden gegen die in seinem Lande hausenden Engländer. Diese ursprünglichen Armagnaken erhielten dann später Zuläuffer und Abenteurer aus allen Landen, die nichts zu verlieren aber Alles zu gewinnen hatten, und während der Kriegszeiten mit frechem Muthe auf Raub und Plünderung ausgingen, da sie von Niemanden weder Sold noch Unterhalt empfangen. Weiter oben haben wir bereits gehört, wie Lienhardt, der Bauer aus Steinburg, dem Waffenschmied die Reise nach Lothringen abrieth, und ihn vor dem fremden Kriegsvolke warnte, das dort sein Wesen trieb. Und so war es auch.

Herzog Renatus II von Lothringen, der Krieg führte mit dem Grafen von Baudemont oder Wademont, hatte deßhalb die Armagnaken zu seiner Hilfe herbeigerufen und ihnen die Zeit bestimmt wie lange sie dienen sollten, mit dem Versprechen, eine gute Löhnung dafür zu bezahlen. Da es im inneren Frankreich wieder anfang ruhiger zu werden, und König Karl VII, dem die Jungfrau von Orleans mächtig und ritterlich beigestanden war gegen seine Feinde, die Engländer, im Jahr 1437 siegreich hatte einziehen können in die Hauptstadt seines Landes, so hatten auch die wilden Armagnaken freiere Hände bekommen, und konnten daher dem Rufe des Herzogs von Lothringen Folge leisten, was sie auch unverzüglich thaten. Allein neben dem Beistand, den diese Kriegsschaaren dem Herzog Renatus leisteten, begingen sie auch an seinen eigenen Unterthanen die entsetzlichsten Grausamkeiten und die empörendsten Berruchtheiten, welche rings um sie her nichts als Schrecken und Noth und Jammer verbreiteten.

Zu Anfang des Jahres 1439 dachten die Armagnaken, oder armen Gecken, an ihren Rückzug nach Frankreich, den sie durch das Elsaß, den Sundgau und das Mümpelgarder Land bewerkstelligen wollten. Johannes von Wisingen, und einige andere Aveliche aus dem Westerreich, boten sich den Gecken zu Führern an über das Gebirg hinunter ins Elsaß.

Von mehreren Seiten waren zahlreiche und dringende Warnungen in unser Vaterland gekommen, den bevorstehenden Einbruch der grausamen Gäste verkündend, und hatten bewirkt daß der Bischof, die elsässische Ritterschaft und die elsässischen Reichsstädte, Weißenburg ausgenommen, am 5. Hornung 1439 einen Bund schlossen, zu Schutz und Trutz wider die Gecken. Allein dieses Bündniß brachte nicht die gewünschte Wirkung hervor, und machte keinen beruhigenden Eindruck auf die Bevölkerung des bedrohten Landes. Man berathschlagte lange hin und her; fruchtlos versrich ein Tag um den andern, während bloß durch ein allgemeines Aufgebot aller streitbaren Kräfte ein tüchtiger und zweckmäßiger Widerstand möglich geworden wäre. Unter dem Volke verbreitete sich mit Wunderschnelle die erschütternde Nachricht von den Grausamkeiten und blutigen Gräueln, welche die Gecken jenseits des Basgaus verübt hatten, und allgemein wurde der Schrecken längs des Rheinstroms hin, droben von Basel an bis hinab nach Mainz, also daß ganze Familien mit Hab und Gut aus dem offenen Lande den festen Orten zuflüchten, um daselbst Schutz und Obdach zu suchen. Alle Straßen waren mit Flüchtlingen bedeckt. Der Geschichtschreiber Bernhart Herzog, der Hanau-Lichtenbergischer Amtmann zu Wörth war, erzählt in seiner Chronik:

„Man flohnet in alle beschlossene Flecken, Leib und gut, weib und kinder, dieweil man wuste, daß niemand sicher was. Und welche nicht wagen oder kerch mochten gehalten, die namen die kleinen kinder in die ruckförb, und die da gehen mochten, die fuhrten sie an den henden, was ein ellend und grosser jammer zu sehen. Es stunden damals vor Hagenaw, der Statt, also viel wagen, daß sie von dem Rißelsteiger thor reichten bis zu den guten leuten, daß einer dem andern nicht entweichen mochte, und den Hungerberg herumb bis an Christenhausen, an den wasserfahl. Und machten die armen leuth feur, und fassen dabey mit ihren Kindern, bis es tag ward. Und war das aller wunderbarlichst leben von kühn, pferden, und allerley viehe, das nie kein man gehörte. Und da es tag ward, da bestalte



man alle thor zu Hagenaw, mit wolgewayneten Männern, und führten einen wagen nach dem andern in die Stadt, daß keiner den andern irrete. Und auff den wegscheiden und gassen, waren Mann geordnet, so die wagen an ihre örter bescheiden. Man ließ auch keinen lehren wagen zum Rißelsteiger thor hinaus, sonder fürten die wagen zum Reiffenheuser thor hinaus, und holten mehr gütter. Es kamen auch also viel leuth, gütter, und viehe in die Stadt Hagenaw, daß alle heuser voll wurden. Es wurden auch alle höff und gütter voll viehes gestelt, und wurden mit stangen unterschlagen. Die wagen wurden innwendig umb die maur gestellet, gleich einer Wagenburg. Es hett auch leut und viehe genug zu essen. Dann sie hatten es mit ihnen gebracht. Doch galt ein viertel korn fünffzehnen schilling. Es mußten auch alle frembde Mann der Stadt schweren getrew und hold zu seyn, dieweil sie in der Stadt waren. Das ihetten sie gern. Dann sie waren fro, daß man sie einliesse.“ — Was hier Bernhart Herzog hinsichtlich der Stadt Hagenaw erzählt, kann man auch auf die anderen festen Städte des Elsasses anwenden, und sich dadurch einen Begriff machen und ein Bild entwerfen von unseres Vaterlandes damaligem Zustand, der für wahr kein erfreulicher war!

Der geneigte Leser ist nun hinlänglich vorbereitete auf den Einfall der Armagnaken ins Elsass, so daß ihn derselbe nicht mehr erschrecken wird wie ein Blitzstrahl, der plötzlich die heitere Luft durchzuckt, und wir kehren daher wieder bei Lienhardt, dem Bauer von Steinburg ein, in dessen Hause die Besorgniß und die Angst vor den Hecken auch nicht fehlten, obgleich er nicht für nöthig erachtete Haus und Hof im Strich zu lassen, und mit Weib und Kindern, Habe und Vieh in einen festen Ort zu flüchten.

Noch zu Ende des Jahres 1438, wenige Tage nach der Einkehr des Gesellen Stephan Mangold, hatten die guten Leute einen unangenehmen Handel bekommen mit einem der reichsten Bauernsöhne aus dem benachbarten Sankt-Johann, der schon längst hatte merken lassen, daß ihm die freundliche Elisabeth nicht gleichgiltig sey, und daß er sie gerne zum Weibe nehmen möchte. Allein Christoph, so hieß dieser Freier, genoß keines guten Rufes; er war ein gar wüster Bursche, dem Trunke ergebend, bestrug sich grob und unehrerbietig gegen seine vermittelte Mutter, und zu Mönchweiler lebte eine arme Dirne, die der Wüstling, nachdem er ihr die Ehe versprochen und die Anschul-

geraubt, unbarmherzig, mit kaltem Hohn ihrem unglücklichen Schicksal überlassen hatte. Was Wunder darum, wenn der rechtliche Lienhardt, seine fromme Hausfrau und seine tugendhafte Tochter Christophs Heirathsanträgen kein geneigtes Ohr schenkten, sondern sie empört, voll edeln Stolzes, rundweg abschlugen, was dieser, der sich gar viel auf sein Geld und Gut einbildete, nicht im geringsten erwartet hatte. In höchstem Zorne verließ der abgepeiste Brautwerber das Lienhardt'sche Haus, und schwur in seiner aufgeregten Wuth, die erlittene Schmach früher oder später zu rächen. Und die Gelegenheit zur Rache stellte sich nur allzubald ein.

Die Armagnaken hatten jetzt ihren Zug nach dem Elsass begonnen, und zogen unter der Leitung des Hrn. Johann von Binslingen und seiner Genossen der Zaberner Steige zu. Da wo heute die Festung Pfalzburg\*) den Paß über das Gebirge bewacht, standen dazumal noch das Schloß und das Dorf Einarrghausen, deren Bewohner den Hecken, zum Willkommen ins Elsass, einen Verlust zufügten, der, obgleich er nicht bedeutend war, dennoch ihre Wuth im höchsten Grade reizte und die Begierde aufwecken mußte, sich drunten in der Ebene dafür nach Herzenslust zu rächen. Es wurden ihnen nämlich fünfzehn Mann getödtet und ein Wagen weggenommen, der mit Kugelbüchsen und allerlei geraubtem Gut beladen war.

In der Frühe des Donnerstags vor Sankt-Matthis, es war der 23. Hornung, wälzte sich nun der unheilvolle Zug die Zaberner Steige hinab, mit Wagen und Gepäck. Fast Alle waren beritten. Der obenerwähnte Bernhart Herzog schreibt: „Sie hetten wol 600 weiber, die alle zu roß ritten, und waren des mehrertheils ihre Eheweiber. Und waren deren, so auferlesen kriegsvoll, ohne die anderen, auff 16,000 Mann.“

Die Stadt Zabern, mit Mauern und Thürmen versehen, war vor dem Andrang der Hecken geschüßt, die sich auf förmliche Belagerungen nicht einlassen konnten; dagegen aber ergossen sie sich gleich einer verheerenden Fluth in die umherliegenden Dörfer, wütheten darin mit Feuer und Schwert, raubten und trieben Nothzucht daß es himmelschreiend war; selbst der Wöchnerinnen wurde nicht geschont! Sie

\*) Pfalzburg wurde im Jahr 1570 erbaut, von Georg Johann, Pfalzgrafen zu Seldenz. Herzog Karl von Lothringen setzte den Bau fort, und König Ludwig XIV hat die Stadt durch den geschickten Ingenieur Bauhan, den Erbauer der Straßburger Citadelle, regelmäßig befestigen lassen.



kannten gar kein Erbarmen, und erstachen und erschlugen ihre Opfer in eitlem Muthwillen!

Christoph, Elisabeths abgefertigter Freier, suchte sich dadurch an der Familie Lienhardt zu rächen, daß er denjenigen Gecken, die in Sankt-Johann raubten und plünderten, und auch seiner Mutter Haus gänzlich geleert hatten, von dem reichen Bauer Lienhardt, in Steinburg, erzählte, der sein Geld und seine Werthschaften vergraben hätte, damit sie nicht in ihre Hände fielen. Er rieth ihnen an, in Lienhardts Wohnung Alles genau durchzusüßern nach den verborgenen Schätzen, nöthigenfalls sogar mit Marter und Tod zu drohen. Der Elende beschrieb einem der Anführer, einem geborenen Deutschen, ganz genau Lienhardts Haus, und erbot sich in seiner Raubewuth sogar zum Wegweiser.

Mittlerweile war schon ein anderer Haufen Gecken in Steinburg eingedrungen und hatte gar arg darin gewirthschaftet, so daß denen die nach ihnen kamen, wenig Arbeit mehr übrig blieb. Nun eilte der wilde Troß von Sankt-Johann herbei, und viele davon stürmten gerade auf Lienhardts Haus zu, das bereits schon rein ausgeplündert war. Traurig und trostlos stand der arme Hausvater mit seiner Familie in der verwüsteten Stube, und sah ziemlich gleichgültig die neuen Plünderer in den mit Trümmern bedeckten Hof stürzen, denn außer dem Leben und der Ehre seines Weibes und seiner Tochter konnten sie ihn ja nicht viel mehr rauben.

„Bauer, gib dein Geld heraus!“ brüllten mehrere Gecken in gutem und gebrochenem Deutsch, „du hast's vergraben! Wir wissen's schon! Heraus damit! Führ' uns an die Stelle!“

„Euere Kameraden haben uns schon Alles genommen,“ entgegnete Lienhardt gefaßt und ruhig, „reißt mir nun das Haus über dem Kopfe zusammen, wenn ihr noch etwas wollt, denn mehr haben wir nicht, es sei denn die Ehre und das Leben!“

„Mal's keine blauen Nebel vor!“ lachte höhnisch der Gecken einer, „wir wissen ganz bestimmt daß du noch vieles Geld verborgen hast, und kennen probate Mittel dich zum Geständniß zu bringen! Mache drum nur keine langen Faren, denn es könnte dich gereuen!“

„In Lothringen verstanden wir trefflich den Starrköpfigen die Zunge zu lösen und sie willig und geschmeidig zu machen wie die weichste Wolle,“ setzte ein anderer Gecke hinzu, „wer eine Weile am Bratspieß zappelt und über einem lustigen Feuer die Haut gewärmt bekommt, der behält kein Geheimniß für sich, das die Schin-

der auch gerne wissen möchten. Nicht wahr, Kameraden, wir verstehens aus dem Fundament, und machen unserm Namen Ehre! ... Ein höllisches Lachen war die bedeutungsschwere Antwort auf diese Frage.

„Nacht mit uns was ihr wollt!“ flugte Lienhardt's Frau, „allein Geld können wir euch keines mehr geben; alles was wir hatten haben uns euere Kameraden schon gestohlen!“

„Was, alte Hexe, das nennst du stehlen?“ schrie wüthend der wildeste der Gecken, „ich will dir eine Lektion geben, damit du lernest wie man von den siegreichen Armagnaken reden soll!“ Und ein gewichtiger Schwertreich des trunkenen Kriegers spaltete dem armen Weibe den Kopf, daß es, wie vom Blitze getroffen, leblos zu Boden stürzte.

Sprachlos, wie angewurzelt, stand Lienhardt da und starrte den Leichnam seines Weibes an, während Elisabeth und Jakob laut jammernd und weinend über die liebe Mutter sich hin- stürzten.

„Wart', verdammter Racker, dir will ich auch das Heulen vertreiben!“ schrie abermals der blutgierige Bösewicht, durchstach den Knaben von hinten mit dem Schwerte, hielt ihn daran mit teuflischem Hohnlachen hoch in die Höhe, triffte ihn einigemale herum, und schleuderte ihn dann, über die Köpfe seiner Kameraden hinweg, in den Hof, mit den Worten: „So, das wären zwei! Wem gelüftet's noch? Es geht jetzt in einem hin!“

„Ei, toller Kerl, wo denkst du hin!“ rief in strafendem Tone der hervortretende Hauptmann, „wenn du so fortmachst, bleibt das Geheimniß mit sammt dem Gelde vergraben. Zudem ist dieß eine ganz feine Dirne, mit der ich mir weidlich die Zeit zu vertreiben gedenke! Auf jetzt! bindet den eigensinnigen Bauer und führt ihn hinaus vor das Dorf, damit wir ihn dort auf unsere Art zum Reden bringen. Nehmt auch die Dirne mit; sie mag zuschauen! Vielleicht geht ihr eher das Maul auf!“

Draußen wo die Wägen und die Pferde standen, wo das geraubte Gut aufgehäuft lag, und wo die wilden Weiber der Gecken in großen Kesseln das Essen kochten, dort sollte Lienhardt eine harte Probe bestehen. Die Unholde schleppten ihn und Elisabeth daher, und trafen sogleich ihre Vorkehrungen zur gräßlichen That. Es währte nicht lange, so flackerte und prasselte schon das Feuer, über welchem Lienhardt gestehen sollte, an welchem Orte sein Geld vergraben liege. Es war vergebens daß er und seine Toch-



ter auf Ehre und Seligkeit betheuern mochten, kein Geld verborgen zu halten, denn Christoph's heimtückische und böshafte Einflüsterungen hatten leider nur allzu offene Ohren gefunden.

Zwei Pfähle wurden jetzt in die Erde neben das Feuer geschlagen, Lienhardt, an Händen und Füßen geknebelt, an einen Bratspieß gebunden und über die Flamme gelegt, die zischend um ihn herum schlugen! Gräßliche Marter, grausenvolles Schauspiel! Mark und Bein durchdringende Schmerzensstöße stieß der Gefolterte aus, konnte aber, da er kein Geld verborgen hatte, auch nichts offenbaren. Jammernd und händerringend stand Elisabeth da, und hätte die Gecken sie nicht davon abgehalten, so hätte sich die treue Tochter mitten in das Feuer gestürzt, um entweder den Vater zu retten oder mit ihm zu sterben.

„Der Kerl ist verdammt zähe!“ höhnte der Hauptmann; „bindet ihn jetzt los, denn er läßt sich doch lieber verbrennen, als daß er etwas gestehen würde; wir wollen ein anderes Mittelchen versuchen, vielleicht schlägt's besser an!“

Zwei Gecken hoben den über und über mit Brandblättern bedeckten Lienhardt vom Feuer weg, banden ihn vom Spieß los, und eine der Geckenweiber brachte, auf Befehl des Anführers, Salz herbei, mit welchem die offenen Wunden des Unglücklichen eingerieben wurden. Hierauf setzten sie ihn neben sich und gaben ihm zu essen und zu trinken, damit, bei längerer Fristung seines Lebens, auch die entsetzlichen Qualen und Schmerzen verlängert würden, die er zu erdulden hatte. ... Und diese Quäler und Schänder waren Menschen, die sich Christen nannten, Mitglieder der Kirche des Welsterlösers, der nichts als Liebe predigte, der will daß alle Menschen Brüder seyen, und als Brüder miteinander leben in Frieden und Eintracht! Wie glücklich dürfen wir uns schätzen, liebe Leser, in gesitteteren und friedlicheren Zeiten zu leben, drinn solche Gräuelpredigten nicht mehr vorkommen, und deren Erzählung uns wie Märchen klingen würde, wenn nicht glaubwürdige Geschichtschreiber sie verbürgten, wovon einer die Bemerkung anreißt: „Dieser Bauer wäre wohl würdig gewesen, in den Catalogum der Märterer gesetzt zu werden.“

Was Elisabeth bei des Vaters gräßlichem Zustand dachte und fühlte, die unglückliche Lage in welcher sie sich befand, dieß Alles braucht wohl nicht erst geschildert zu werden. Daheim lagen Mutter und Bruder todt, hier seufzte der sterbende Vater in unsäglichem Schmerzen und flehte zu Gott um Auflösung; und sie, die arme,

verwaiste Jungfrau, stand gefangen mitten unter den Bürgern, und mußte jeden Augenblick gewärtig seyn Unschuld und Ehre zu verlieren!

„Da wir jetzt den Bauer so gut gezeichnet haben, daß er uns schwerlich mehr entlaßen wird,“ fing nach einer kleinen Pause der Anführer wieder an, „so hält uns nichts ab, das Dorf noch einmal zu durchmustern, und mitzunehmen was in unsern Kram paßt, denn bei diesem wird unsere ganze Kunst zu Schanden; der gesteht nichts.“

„Und was fangen wir mit der Dirne an?“ fragte ein Gecke; „die läßt jetzt schon den Kopf hängen, als wollte sie jeden Augenblick den Geist aufgeben; sie ist nicht so zähe wie ihr Vater.“

„Diese will ich in Verwahr nehmen, sammt ihrem Vater!“ rief mit lauter Stimme ein junger Kriegermann, der seit einigen Augenblicken, in Begleitung mehrerer Gecken, unter den Haufen sich gemischt hatte; und nun plötzlich hervortrat; „hab' ja doch eine alte Schuld mit ihnen zu verrechnen.“

„Meinetwegen!“ lachte der Hauptmann, „ich will dir mein Recht auf die Dirne abtreten; sie lamentirt mir doch zu arg. Fort jetzt, mir nach ins Dorf!“ Unter wildem Geschrei und spöttischen Worten stürmten die rohen Schänder fort, und kümmerten sich nicht weiter um Lienhardt und seine Tochter.

Elisabeth hatte sich, noch bevor der junge Krieger erschienen war, neben der Schmerzensgestalt ihres Vaters auf die Kniee niedergelassen, ohne darauf zu achten was rings um sie her vorging. Ein inbrünstiges Gebet stieg tief aus ihrem Herzen empor zum barmherzigen Vater aller Unglücklichen, zum Helfer und Retter aus jeglicher Noth. Da legte sich jetzt eine Hand auf ihre Schulter mit leisem Drucke, und hinter ihr erklangen in sanftem, mitleidsvollem Tone die Worte: „Arme Jungfrau, stehet auf und fasset Muth! Ihr habt nun einen Freund bei Euch, dem Euere Rettung warm angelegen seyn wird. Schaut einmal herum, Ihr werdet wohl den Gesellen noch erkennen, der vor einigen Wochen so freundlich von Euch beherberget wurde.“

„Heilige Mutter Gottes!“ rief Elisabeth zusammenschreckend, indem sie ihre verweinten Augen mit scheuem Ausdruck auf Stephan Mangold richtete; „was, Ihr seyd's! Ihr habt Euch auch zu unsern Quälern und Bürgern gerotter! Das hätt' ich nicht von Euch gedacht!“

„Davon später, wenn wir in Sicherheit seyn werden!“ sagte Mangold, die Jungfrau zu beruhigen; „vertrauet Euch, um Gottes Willen,



jetzt gänzlich meiner Leitung an, und laffet mich sorgen!“

Zwei der Gecken, die vorher mit Mangold herbei gekommen, waren, auf seine Bitten hin, bei ihm geblieben, und gingen ihm nun treulich an die Hand. Es waren dieses zwei Landsleute, ehemalige Jugendgespielen, die durch allerlei Schicksale unter die Armagnaken geführt worden, denen aber immer noch ein menschliches Herz im Busen schlug, wie solches auch bei einem der Geckenweiber der Fall war, welches gleich bereitwillig einige Stücke von dem geraubten Bettwerk hergab, auf dem der besinnungslose, ja halbtothe Lienhardt unbeschrien in sein verwüstetes Haus gebracht wurde, woselbst der Zammer Elisabeths außs Neue losbrach, als sie die verstimmelten Leichname der beiden Erschlagenen wieder erblickte. Mangolds erste Sorge ging gleich darauf aus für ein Grab zu sorgen, das draußen im Garten in aller Eile gefertigt wurde, und Mutter und Knaben in seinen stillen Schooß aufnahm.

Mittlerweile hatte sich die Nachricht unter den Armagnaken verbreitet, daß Hr. Jakob von Lichtenberg mit einem Haufen bewaffneter Bauern heranziehe, um sich ihrem weiteren Vordringen zu widersehen. Da brachen die Gecken alle nun auf, die in den Dörfern umher zerstreut waren, stießen zusammen und zogen dem Lichtenberger und seinem kleinen, des Krieges unkundigen Bauernheer entgegen. Um keinen Verdacht zu erwecken, folgte Mangold dem Haufen, nachdem er vorher Elisabeth versprochen hatte zu ihr zurückzukehren sobald es sich würde thun lassen, um ihr behülflich zu seyn bei der Pflege des mit dem Tode kämpfenden Waters, an dessen Aufkommen nicht mehr zu denken war, obgleich die kindliche Liebe noch immer die Hoffnung dazu hegte.

Was Mangold umständlich erzählte von seinen Schicksalen, die ihn ganz willenlos unter die Armagnaken geführt, und wie er nur dadurch sein auf offener Heerstraße bedrohtes Leben erhalten konnte, daß er versprach mit ihnen nach dem Elsaß zu ziehen und ihnen sein Geschick als tüchtiger Waffenschmied während des Krieges zu Gebote zu stellen — dieß Alles wollen wir mit Stillschweigen übergehen, da es uns viel zu weit führen würde; doch müssen wir des Gesändnisses erwähnen, daß er Elisabeth zutrauensvoll machte: wie nämlich ihr erster Anblick gleich so gewaltig auf ihn eingewirkt, wie er die Erinnerung an sie beständig mit sich herumgetragen habe, und wie der Wunsch immer mäch-

tiger in ihm geworden sey: Würde nur Elisabeth einmal meine liebe Hausfrau werden!... Darum zog's ihn auch unwiderstehlich zum Lienhardt'schen Hause hin, als er mit der letzten Abtheilung der Gecken nach dem bereits verwüsteten und ausgeplünderten Steinburg kam, eine Weile nachher als Lienhardt und seine Tochter vor's Dorf waren geführt worden; darum eilte er auch sogleich hinaus zu den Wägen und dem Gepäcke, als er vernommen hatte welche Folter sein rebellischer Gastwirth dort erdulden sollte, um, wo möglich, sich noch zeitig genug für ihn zu verwenden. Das Uebrige wissen wir bereits und dürfen keck annehmen, daß Elisabeths Herz nicht gleichgültig blieb bei diesen zutraulichen Mittheilungen des schmucken Gefellen.

Jakob von Lichtenbergs Mannschaft konnte den kriegskundigen Gecken nur kurzen Widerstand leisten; die Bauern wurden auseinander gesprengt, Viele erschlagen, und die Gefangenen mußten schweres Lösegeld zahlen. Hierauf theilten sich die siegreichen Feinde in drei Hauptabtheilungen, von denen's in der Chronik heißt: „Der ein hauff mutwillete in dem Lande, der ander hauff hette sein hut über dieselbigen, und der dritt hauff hielte die paß in dem Gebürg ein.“

Nachdem Lienhardt acht Tage lang die schrecklichsten Qualen ausgestanden hatte, wurde er endlich durch den ersehnten Tod davon befreit. Elisabeth, die treue Tochter, war nicht von seiner Seite gewichen, und hatte alles angewandt, was ihr in der bedrängten Lage zu Gebote stand, um die unsäglichen Schmerzen zu lindern, wobei ihr ein Dheim und eine Muhme treulich beistanden. Ganz insgeheim war Mangold, zwei Tage vor Lienhardts Tod, nach Steinburg gekommen; er hatte bemerkt daß er von den Gecken argwöhnisch beobachtet wurde, und mußte daher sehr auf seiner Huth seyn. So verstoßen wie er gekommen war, zog er, nach mehrstündigem Aufenthalt, auch wieder fort, mit dem festen Vorsatz so bald wie möglich die Gecken auf immer zu verlassen; er wollte nur abwarten bis sie das Elsaß gänzlich würden geräumt haben, was erst im Monat April dieses verhängnißvollen Jahres 1439 geschah, da ihnen, aus Mangel an Einverständnis zwischen den elsässischen Landesherren, keine bedeutenden Streitkräfte entgegengestellt werden konnten, wodurch sie noch weit übermüthiger, herausfordernder und grausamer wurden. Strobel, in seiner vaterländischen Geschichte des Elsaßes, Th. III, S. 194, schreibt: „Während diese Räuberschaaren Kirchen und Klöster plünderten, die unglücklichen



Der Bauer von Steinburg.





Landleute selbst an geweihter Stätte erschlagen, von Priestern und Laien durch die entsetzlichsten Mißhandlungen Geld erpresen, blieb der Bund unthätig, und das Beispiel Jakobs von Lichtenberg, der sich vor den Riß gestellt hatte, fand keine Nachahmer. „Weil ihre Wand kalt blieb,“ sagt der Chronist, „blieben diejenigen zu Haus, welche das Unglück nicht betraf.“ — Troben im Sundgau und im Mümpelgarder Land trieben's die Becken eben so grausam wie in den unteren Gegenden; so überrumpelten sie unter andern das Städtchen Grandwillar, in welches zwei und zwanzig umliegende Dörfer ihre Habe geflüchtet hatten, plünderten Alles rein aus, und wütheten darin mit Pfänden und Todtschlagen, daß es einen Stein hätte erbarmen mögen. —

Ende gut, Alles gut! sagt das Sprichwort; darum wird auch der geneigte Leser dem Voten gerne gestatten, daß er seine traurige Erzählung mit etwas Freudigem, nämlich mit einer Hochzeit, schließen dürfe. Daß Stephan Mangold nicht allzulange in Steinburg auf sich warten ließ, wird Jeder sich leicht denken können, der schon die Wunder und die Macht der Liebe an seinem eigenen Herzen empfunden hat, und daß die verwaisete, einsam im Leben stehende Elisabeth ihn mit schmerzlichen, doch zugleich auch freundlichem Lächeln willkommen ließ, läßt sich eben so leicht begreifen; er fand sie in dem Hause des Rheims, der vorläufig sein kärgliches Brod mit ihr theilte, das anfänglich immer mit bitteren Thränen benezt wurde.

— Ohne es zu ahnen, hatten die Becken zum Voraus für Mangolds späteres Fortkommen Sorge getragen; unter ihren Streichen war auch der Schmied von Steinburg geblieben, dessen Werkstatt nun leer und öde stand, und darum sogleich von dem tüchtigen Waffenschmied angestrichen werden konnte, der keine große Mühe hatte bald auch seine Geschicklichkeit zu beweisen in den Arbeiten des Hufschmieds.

Und als der Frühling des Jahres 1440 erwiesenermaßen war, da durfte Stephan Mangold, der junge Schmiedemeister von Steinburg, die tugendhafte Jungfrau Elisabeth Kienhardt heimführen als sein eheliches Gemahl, Beide reich an Liebe und Freude und fröhlicher Hoffnung!

Nachträglich bemerkt der Vote noch, daß es mit diesem Einfall der Armagnaken im Jahr 1439 noch nicht fertig war, sondern daß 5 Jahre später, im Monat August 1444, die Becken zum zweiten Mal in unser armes Vaterland einfielen, und noch weit ärger darin hausten; diesmal

standen sie unter der Anführung des Dauphins von Frankreich, der später König wurde unter dem Namen Ludwig XI. Das unglückliche, ausgepresene und verarmte Elß mußte diese wüsten Gäste bis zum Frühjahr 1445 beherbergen, die am 16. März erst anfangen sich zusammenzuziehen, und dann durch das Leberthal ihren Rückzug nahmen. — Vielleicht kommt der Vote später einmal umständlicher auf diesen zweiten Einfall der armen Becken zurück, von dem auch gar Vieles zu erzählen wäre, leider aber bligwenig Gutes und Erfreuliches.

### Das Einweihungs-Fest

#### Eisenbahn von Paris nach Straßburg,

am 18. Juli 1852.

(Mit einer Bildang.)

Der Hinke Vote hat nun ausgeruht von den vielen Festlichkeiten, welche durch die feierliche Einweihung der Eisenbahn von Paris nach Straßburg veranlaßt und herbeigeführt wurden; sein Kopf sitzt ihm wieder an rechten Fleck, denn, wahrhaftig, er mußte vor lauter Stachel und Freude gar nicht mehr wo er ihm stand, und er will's nun versuchen ein kurzen Bericht über alle die stattgehabten Festitäten niederzuschreiben, der dann in den Kalender soll eingerückt werden, weil er glaubt, daß solches von seinen geneigten Lesern mit Ablehnung aufgenommen wird. Diejenigen, welche dem Feste beiwohnten, können, beim Anblicke der Abbildung, und beim Lesen der Beschreibung, in frohen Stunden noch einmal im Geiste durchschauen, und denen, die nicht von daheim abkommen konnten, oder die sich, aus wohlweislichen Gründen, keine allzu großen Ausgaben erlauben durften, wird somit die Gelegenheit dargeboten das großartige Einweihungsfest in Gedank zu feiern, was wohl die sechs Sou werth ist, die der Kalender kostet!

Da wir, ohne die Eisenbahn, auch kein Einweihungsfest derselben können hätten, so ist's nicht mehr als billig, daß wir in gedrängter Kürze zuerst von dem Entstehen und dem Fortgang des Schienenweges reden, der nun die alte Stadt Straßburg mit Frankreichs gewaltiger Hauptstadt verbindet, unermittelt dessen man jetzt, in zehn bis zwölf Stunden, von den Ufern des Rheins an die Ufer des Seinesflusses gelangen kann, wenn nur daddel dazu nicht in der Tasche fehlt; denn umßt werden in Zukunft

keine Zettel mehr ausgeheilt, wie solches beim Feste der Fall war.

Die Gründung der Paris-Straßburger Eisenbahn wurde durch ein Gesetz vom 21. Juni 1842 beschlossen, also im zwölften Jahre der Regierung Ludwig-Philipp's, und wenige Tage vor dem Tode des Herzogs von Orleans. Der Staat bereitete die Bahn durch Ankauf des nöthigen Bodens, dann wurde sie auf 99 Jahre einer Gesellschaft übergeben, deren Mitglieder das erforderliche Geld schossen zu allen Ausgaben, welche die Benutzung einer Eisenbahn nach sich ziehen. Dafür nimmt nunmehr diese Gesellschaft auch das Geld ein, das für den Transport der Reisenden und der Waaren bezahlt werden muß. — Die Arbeiten gingen aber nicht allzuknell von Statten, und erst in den letzten Jahren wurde tüchtig die Hand an's Werk gelegt. Am 10. Juli 1849 feierte man die Einweihung der ersten, zehn Stunden langen Strecke der Eisenbahn, nämlich von Paris nach Meaux-en-Brie, wo die guten, feinen Käse herkommen, die wie Dreikönigskuchen aussehen. Einige Wochen später, am 21sten August 1849, konnte man von Meaux bis Epervan fahren, einer Stadt in deren Nähe der feurige Champagner Wein wächst, und am 10ten November des nämlichen Jahres ging's schon bis Chalons an der Marne, der Hauptstadt der Champagne. Nun aber dauerte es fast ein Jahr bevor wieder ein neues Stück fertig war, denn erst am 5. September 1850 wurde die Strecke zwischen Chalons und Vitry-le-François eröffnet; am 29. Mai 1851 fuhr man zum erstenmal bis Bar-le-Duc, einer Stadt, die schon zu Lothringen gehört; am 18. November darauf bis Commercy; am 19. Juni 1852 bis Nancy, der freundlichen Stadt an der Murthe, und die zulezt vollendete Strecke, von Nancy über Luneville nach Saarburg, wurde am 18. Juli darauf eröffnet und eingeweiht. Jeder Leser weiß, daß man bereits seit dem 29. Mai 1851 auf der Eisenbahn von Straßburg nach Saarburg fahren konnte, wo dann die Pariser Diligence wieder abgeladen wurde und auf ihren eigenen Rädern weiter in's Land hinein rollte.

Zuerst war die Rebe davon gewesen, die feierliche Einweihung der ganzen großen, 500 Kilometer langen Eisenbahn erst am 15. August, als dem gesetzlichen neuen National-Festtag, vorzunehmen. Bald aber kam man von diesem Gedank zurück, weil leicht voranzusehen war, daß der Prinz Ludwig-Napoleon, der Präsident der französischen Republik, an diesem Tage

nicht wohl der Einweihung würde beiwohnen können, da seine Gegenwart in Paris, während eines National-Festes, gewissermaßen durchaus nothwendig erachtet wird. Somit wurde die Feierlichkeit bereits auf den 18. Juli festgesetzt, und alsobald die nöthigen Vorbereitungen dazu getroffen, und zweckdienliche Maßregeln genommen.

In seiner Sitzung vom 26. Juni 1852 besprach sich der Straßburger Gemeinderath über die bevorstehenden Festlichkeiten, bewilligte einen Credit von 25,000 Fr. zu diesem Zwecke, und ernannte aus seiner Mitte eine Deputation, die aus den Hrn. Chastelain, Maire; Preiß, Adjunkt, und Schützenberger, ehemaliger Maire, bestand, und welche den Auftrag erhielt sich ohne Säumen nach Paris zu begeben und den Präsidenten der Republik einzuladen, die feierliche Eröffnung des Schienenwegs mit seiner Gegenwart in Straßburg's Mauern zu verherlichen. Freundlich empfing Ludwig-Napoleon Straßburg's Abgeordnete, und versprach ohne Bedenken ihren Wunsch mit Freuden zu erfüllen. Nun gab's Arbeit vollauf in Stadt und Land, damit Alles bereit sey zur würdigen Feier des großen Tages, der tausend und aber tausend fremde Gäste nach Straßburg rufen sollte. In allen Orten und Enden wurde geräumt und geschweert, gepußt und geschmückt, Fahnen gerüstet und Kronen und Kränze gewunden. Im Bahnhof, und in dessen Nähe, war das meiste Rennen und Jagen und Treiben; Soldaten waren angestellt worden um bei den Zurüstungen behilflich zu seyn; ein Pariser, Gaudillot mit Namen, hatte das Ausschlagen des Altars und der Tribünen übernommen; da er die Materialien dazu bereits vorräthig hatte, von der Fahnenautheilung her, die am 10. Mai auf dem Champ-de-Mars Statt gefunden, so ging das Ding wie am Schnürl, oder wie geschleckt, sagen die Straßburger; Alles paßte und reimte sich prächtig zusammen, so daß es eine Freude war diese lustigen Bauten gleichsam aus dem Boden emporwachsen zu sehen. Zwei, drei Tage schon vor dem Feste sah's in Straßburg weit lebhafter aus als gewöhnlich; viele Fremden waren eingezogen und harrten mit Ungeduld der nahenden Herrlichkeiten. Auch in den, im Umkreis von einigen Stunden liegenden Dorfschaften, regte sich bei Zeiten ein rübriges Leben; allenthalben wurden stätliche Wägen aufgepußt oder angestrichen, Laubgewinde und Kronen von kunstfertigen Händen geflochten, welche die Wägen zu wandelnden Gärten und Lusthainen gestalten sollten, mit



Landleute selbst an geweihter Stätte erschlugen, von Priestern und Laien durch die enschlichsten Mißhandlungen Geld erpreßten, blieb der Bund unthätig, und das Beispiel Jakobs von Lichtenberg, der sich vor den Riß gestellt hatte, fand keine Nachahmer. „Weil ihre Wand kalt blieb,“ sagt der Chronist, „blieben diejenigen zu Haus, welche das Unglück nicht betraf.“ — Droben im Sundgau und im Mümpelgarder Land trieben's die Becken eben so grausam wie in den unteren Gegenden; so überrumpelten sie unter anderm das Städtchen Grandvillars, in welches zwei und zwanzig umliegende Dörfer ihre Habe geflüchtet hatten, plünderten Alles rein aus, und wütheten darin mit Pfänden und Todtschlagen, daß es einen Stein hätte erbarmen mögen. —

Ende gut, Alles gut! sagt das Sprichwort; darum wird auch der geneigte Leser dem Boten gerne gestatten, daß er seine traurige Erzählung mit etwas Freudigem, nämlich mit einer Hochzeit, schließen dürfe. Daß Stephan Mangold nicht allzulange in Steinburg auf sich warten ließ, wird Jeder sich leicht denken können, der schon die Wunder und die Macht der Liebe an seinem eigenen Herzen empfunden hat, und daß die verwaiste, einsam im Leben stehende Elisabeth ihn mit schmerzlichem, doch zugleich auch freundlichem Lächeln willkommen hieß, läßt sich eben so leicht begreifen; er fand sie in dem Hause des Oheims, der vorläufig sein kärgliches Brod mit ihr theilte, das anfänglich immer mit bittern Thränen benehrt wurde.

— Ohne es zu ahnen, hatten die Becken zum Voraus für Mangolds späteres Fortkommen Sorge getragen; unter ihren Streichen war auch der Schmied von Steinburg geblieben, dessen Werkstatte nun leer und öde stand, und darum sogleich von dem tüchtigen Waffenschmied ange treten werden konnte, der keine große Mühe hatte bald auch seine Geschicklichkeit zu beweisen in den Arbeiten des Hufschmiedes.

Und als der Frühling des Jahres 1440 erschienen war, da durfte Stephan Mangold, der junge Schmiedemeister von Steinburg, die tugendsame Jungfrau Elisabeth Kienhardt heimführen als sein eheliches Gemahl, Beide reich an Liebe und Freude und fröhlicher Hoffnung!

Nachträglich bemerkt der Bote noch, daß es mit diesem Einfall der Armagnaken im Jahr 1439 noch nicht fertig war, sondern daß 5 Jahre später, im Monat August 1444, die Becken zum zweiten Mal in unser armes Vaterland einfielen, und noch weit ärger darin hausten; diesmal

standen sie unter der Anführung des Dauphins von Frankreich, der später König wurde unter dem Namen Ludwig XI. Das unglückliche, ausgefressene und verarmte Elsaß mußte diese wüsten Gäste bis zum Frühjahr 1445 beherbergen, die am 16. März erst anfangen sich zusammenzuziehen, und dann durch das Leberthal ihren Rückzug nahmen. — Vielleicht kommt der Bote später einmal umständlicher auf diesen zweiten Einfall der armen Becken zurück, von dem auch gar Vieles zu erzählen wäre, leider aber blickwenig Gutes und Erfreuliches.

### Das Einweihungs-Fest

der

Eisenbahn von Paris nach Straßburg,  
am 18. Juli 1852.

(Mit einer Abbildung.)

Der Hinfende Bote hat nun ausgeruht von den vielen Fälligkeiten, welche durch die feierliche Einweihung der Eisenbahn von Paris nach Straßburg veranlaßt und herbeigerufen wurden; sein Kopf sitzt ihm wieder an rechten Fleck, denn, wahrhaftig, er wußte vor lauter Gejubel und Freude gar nicht mehr wo er ihm stand, und er will's nun versuchen ein kurzen Bericht über alle die stattgehabten Festivitäten niederzuschreiben, der dann in den Kalender soll eingerückt werden, weil er glaubt, daß solches von seinen geneigten Lesern mit Theilnahme aufgenommen wird. Diejenigen, welche dem Feste beiwohnten, können, beim Anblicke der Abbildung, und beim Lesen der Beschreibung, die frohen Stunden noch einmal im Geiste durchleben, und denen, die nicht von daheim abkommen konnten, oder die sich, aus wohlweislichen Gründen, keine allzugroßen Ausgaben erlauben durften, wird somit die Gelegenheit dargeboten das großartige Einweihungsfest in Gedanken zu feiern, was wohl die sechs Sou werth ist, je der Kalender kostet!

Da wir, ohne die Eisenbahn, auch kein Einweihungsfest derselben können hätten, so ist's nicht mehr als billig, daß wir in gedrängter Kürze zuerst von dem Entstehen und dem Fortgang des Schienenweges reden, der nun die alte Stadt Straßburg mit Frankreichs gewaltiger Hauptstadt verbindet, unermittelt dessen man jetzt, in zehn bis zwölf Enden, von den Ufern des Rheins an die Ufer's Seinesflusses gelangen kann, wenn nur das Geld dazu nicht in der Tasche fehlt; denn umßt werden in Zukunft